

Leseprobe aus:

Georg M. Oswald

Vom Geist der Gesetze



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

I.

Wie auf die Bühne einer Verwechslungskomödie führten zwei Türen in Ludwig Hecklers Büro.

Durch die eine gelangte man zu einem gläsernen Besprechungstisch mit zwölf Stühlen aus Chrom und Leder im hinteren Teil des Raumes. Trat man durch die andere, stand man vor einem gewaltigen Schreibtisch aus dunklem Holz und Stahl, an dem, mindestens sechzig Stunden die Woche, Dr. Ludwig Heckler, LL.M. (Harvard), Seniorpartner der Kanzlei «Heckler Rechtsanwälte» saß. Ein hölzernes Schildchen, das er zum viele Jahre zurückliegenden Abschluss seines amerikanischen Studienjahres bekommen hatte, stand vor ihm und vermeldete in goldenen Lettern auf schwarzem Grund seinen Namen, seine Titel. Ein kleiner Scherz auf Kosten seiner Besucher, denn jeder, der die Erlaubnis erhielt, in diesem Zimmer vor ihn hinzutreten, wusste nur zu gut, wen er vor sich hatte und dass tausend Euro pro Stunde der Preis waren, mit ihm zu sprechen.

Das war nicht zu viel, immerhin war er einer der großen Strafverteidiger des Landes. Keiner, dessen Name beinahe jede Woche in den Boulevardzeitungen genannt wurde, weil er sich mit Vorliebe jenen Angeklagten angedient hätte, die wegen besonders grausiger Taten vor Gericht

standen. Bereits überführte, aber noch nicht abgeurteilte Räuber, Vergewaltiger, Mörder benötigten Fürsprecher, welche die Dreistigkeit besaßen, auch angesichts einer überwältigenden Beweislage effektiv von der Unschuld ihrer Mandanten zu sprechen, von deren Nöten, deren Menschenrechten. In ihrer Unverfrorenheit ähnelten sie darin nicht selten den Verbrechern, die sie vertraten. Heckler hingegen war der Anwalt jener, die beabsichtigten, ihre Namen, die zumeist Gold wert waren, aus den Medien und überhaupt aus jedem Zusammenhang, den sie nicht selbst hergestellt hatten, herauszuhalten. Auch solche Leute konnten nicht immer verhindern, dass sich die Strafjustiz mit ihnen befasste. Dann war ihnen daran gelegen, einen Advokaten zu bestellen, der wusste, dass ein geschickter und diskreter Handel besser vergolten wurde als ein flammendes Plädoyer. Wer Ludwig Heckler beauftragte, war nicht überführt noch geständig, sondern wollte lediglich ein bedauerliches Missverständnis durch ihn ausräumen lassen. Die angebliche schwere Körperverletzung eines Fotografen durch einen Hochadeligen, die nie bewiesene Trunkenheitsfahrt eines Vorstandsvorsitzenden, die fälschlich behauptete Steuerhinterziehung durch einen Filmstar, der haltlose Vorwurf der Beihilfe zur Geldwäsche gegen einen Aufsichtsrat waren sein Metier.

Ludwig Heckler war von mittlerer Größe, eine schlanke und feine Erscheinung, anders als viele seiner Berufskollegen beeindruckte er nicht durch Wucht, sondern durch Vornehmheit. Sein Kopf war bis auf einen schmalen Kranz kurzgeschorener dunkelgrauer Haare kahl, doch wohlgebräunt. Wann immer es ihm möglich war, besuchte er am Wochenende seine Finca auf Mallorca, wo er Oliven

anbaute, aus denen er köstliches Öl herstellte, flog freitag-abends hin, sonntagabends wieder zurück, oft mit Frutado oder Dulce aus eigener Produktion im Gepäck, das er verschenkte oder für spektakuläre Kreationen in der Küche verwendete, denn er war ein exzellenter Koch. Wenn er für Mallorca keine Zeit hatte, legte er sich im Fitnessraum seines Hauses in Neuhausen auf die Sonnenbank, aber nicht so oft, dass die Gleichmäßigkeit seiner Bräune ihre künstliche Ursache je verraten konnte.

Der Oktober brachte unvermutet noch einmal Sonnenschein, und trotz der herbstlichen Kühle der Luft sorgte er für eine letzte Erinnerung an den Sommer, der eigentlich schon seit einem Monat zu Ende war. Heckler trug passend zur Jahreszeit einen schokoladenbraunen Anzug aus feiner, seidiger Schurwolle, ein kleinkariertes, rot-weißes Hemd und eine rotbraune Krawatte mit Gelbtönen darin, dazu milchkaffeebraune Slipper. Er saß in orthopädisch vorbildlich aufrechter Haltung an seinem Schreibtisch vor dem großen, leuchtend roten abstrakten Ölbild mit dem Titel «Kraftquelle», das ihm seine dritte Frau vor einigen Jahren zum Geburtstag geschenkt hatte. Obwohl es von einem jungen, unbekanntem Maler stammte, mochte er es gerne, denn es steigerte, wie er sich vorstellte, die Wirkung seines Anblicks.

Durch seine Halbbrille mit zierlichem Goldgestell betrachtete er eine Bewerbungsmappe, die ihm ein junger Mann geschickt hatte, der in diesem Augenblick – und schon seit längerem – vor der vorderen Tür zu seinem Büro wartete. Meist stand diese Türe offen, denn Heckler begriff sich als Freund der freien Rede und erwartete von seinen Partnern und Mitarbeitern, dass auch sie sich

nicht scheuten, ihre Debatten mit gegnerischen Anwälten, Richtern, Staatsanwälten, Behörden und wem auch immer vor allen zu führen, denn wer mutig stritt, brauchte Publikum nicht zu fürchten. Falls Mandanten oder andere Menschen ohne professionelles Verhältnis zur Verschwiegenheit in der Kanzlei auftauchten, schlossen sich die Türen, und kein Laut mehr drang hinter ihnen hervor. Wurde ein Bewerber hereingebeten, was selten genug vorkam, erreichte die Diskretion einen ihrer Höhepunkte, denn bevor nicht klar war, wie weit der Neue vorgelassen wurde, betrachtete man ihn als Eindringling, der zwar vorübergehend zu dulden, dem aber nicht zu trauen war.

Heckler hatte den jungen Mann für neun Uhr bestellt, hatte um neun Uhr fünfzehn durch den hinteren Eingang sein Büro betreten, um neun Uhr sechzehn zwängte sich, um ihren Chef vor unbefugten Blicken zu schützen, Frau Koboll, die Sekretärin, mit einer schwarzen, ledernen Unterschriftsmappe, in der sich die Bewerbungsmappe aus weißem Kunststoff befand, durch die vordere Tür, verließ das Zimmer durch die hintere Tür, und nun las Heckler und las wieder, betrachtete das Foto des Bewerbers und versuchte sich einzureden, dass er ihn brauchen könne, er vielleicht sogar ein echter Fang sei.

Aber er wusste, dass es so nicht war.

Vergangene Weihnachten hatte er seinem Studienfreund Werner Kehl, Direktor in der Landesbankzentrale, auf einer Karte «in tiefempfundener kollegialer Verbundenheit» für die gute Zusammenarbeit gedankt, denn im Sommer davor hatte Kehl ihm geholfen, für einen Klienten einen großen Geldbetrag aus der Schweiz zu transferieren, ohne dass es zu den lästigen Überprüfungen kam,

die das Geldwäschegesetz und andere im Allgemeinen sicher sinnvolle Regelungen vorsahen, Regelungen, die in diesem speziellen Fall einzuhalten, da waren sich alle, Heckler, Kehl, der Klient, einig, jedoch leerer Formalismus gewesen wäre.

Dafür hatte Kehl bei Heckler, wenn das auch niemals ausgesprochen worden war, etwas gut, zumindest einen Gefallen. Zwei Wochen zuvor hatte er bei ihm angerufen und gesagt: «Siehst du, mein Neffe ist nicht gerade ein juristisches Genie, aber er hat seine Examina mit Anstand hinter sich gebracht. Gib ihm eine Chance, Ludwig. Er wird dir seine Bewerbungsunterlagen schicken.» Kehl hatte das Wort «bitte» nicht verwendet und kein zweites Mal angerufen. Das war nicht nötig. Heckler wies Frau Koboll an, sorgfältig darüber zu wachen, dass ihm die Bewerbungsunterlagen eines gewissen Sebastian Spring, sobald sie einträfen, sofort vorgelegt würden, gleich, wie unzulänglich sie sein mochten.

Hunderte Studienabgänger bewarben sich alljährlich unaufgefordert bei Heckler Rechtsanwälte, einer Kanzlei, die noch nie inseriert hatte, doch dass einer zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen worden war, lag zwei Jahre zurück, und dass einem ein Angebot gemacht wurde, vier Jahre. Heckler legte keinen Wert darauf zu expandieren, ihm genügte ein kleines Team hochklassiger Experten, und über ein solches verfügte er bereits. Jemand, der, um es in Kehls Worten zu sagen, «seine Examina mit Anstand hinter sich gebracht» hatte, bekam seine Bewerbung mit einem höflichen, aber derart demütigenden Ablehnungsschreiben zurück, dass er einen weiteren Versuch nicht wagte. Frau Koboll verwahrte die Textvorlage dafür in

ihrem Computer, änderte Datum und Anrede selbständig und war in den eindeutigen Fällen auch zur Unterschrift befugt.

Die Bewerbungsmappe ödete Heckler an. Er dachte an die Legionen von Aspiranten, die in seinem Leben an ihm vorübergezogen waren wie die Angehörigen einer besiegten Armee, mit stumm um Milde flehenden Gesichtern. Er gewährte sie ihnen gerne und ließ sie ziehen. Wer jedoch für ihn arbeiten wollte, musste anders beschaffen sein, musste bereit sein, sich zu quälen, sich zu überwinden. So, wie er selbst es jeden Tag tat und immer schon getan hatte.

Sebastian Spring, was für ein unglücklicher Name für einen jungen Rechtsanwalt, dachte Heckler. Springen würde er müssen, und das nicht zu knapp, da wirkte der Name nur wie eine überflüssige Direktheit.

Seine Noten verrieten gar nichts. Durchschnittlich intelligent, durchschnittlich fleißig oder faul, keine besonderen Leidenschaften, keine besonderen Fähigkeiten, geeignet für alles und nichts. Als seine Hobbys gab er allen Ernstes an: Lesen, Sport, Musik. Das konnte einen direkt neugierig machen, genau wie das Bewerbungsfoto, auf dem er dreinblickte, als habe er sein Gehirn auf Urlaub geschickt. Das war nicht ungewöhnlich, die meisten Menschen sahen auf diesen Bildern so aus, vermutlich glaubten sie, der Eindruck eselhafter Duldsamkeit wirke auf Arbeitgeber stimulierend.

Unter keinen Umständen hätte Heckler erwogen, auch nur eine Sekunde seiner Zeit einem solchen Menschen zu opfern, doch er schuldete in «tiefempfundener kollegialer Verbundenheit» einen Gefallen.

Es half also alles nichts, es war Viertel vor zehn, bestimmte Dinge waren in Angriff zu nehmen, Telefonate zu führen, Kontakte herzustellen, zu erneuern oder zu unterbinden, Stimmungen auszuloten und zu manipulieren, Entwicklungen zu überwachen und einzuschätzen, es galt zu hören und zu sehen und, wenn nötig, einzugreifen, kurzum: zu arbeiten. Für neun Uhr hatte er Spring herbestellt, seit einer Dreiviertelstunde wartete der, ohne einen Mucks von sich zu geben. Schafsgeduldig würde er wohl den Rest des Tages draußen vor sich hin dämmern oder sich vielleicht vor Aufregung den Hosenboden auf dem Stuhl blank reiben, das machte keinen Unterschied, denn die Initiative ergreifen, einfach hereinkommen oder doch irgendetwas unternehmen, um vorgelassen zu werden, würde er nicht. Wer das nach einer Dreiviertelstunde nicht tat, tat es auch nach drei Stunden nicht, tat es nie. Was für eine lahme Ente hatte Kehl ihm da geschickt. Es hatte wirklich alles im Leben seinen Preis.

Heckler drückte eine Taste an seinem Telefon und sagte, als hätte seine Sekretärin ihn überredet:

«Schicken Sie ihn rein, Frau Koboll.»

Einen Augenblick später öffnete sie die Tür, hielt sie auf, und vorsichtig betrat ein sportlich aussehender junger Mann das Zimmer, Spring, kein Zweifel, der in natura um einiges lebendiger aussah als auf dem Bewerbungsbildchen. Heckler wies ihm, selbstverständlich ohne aufzustehen, mit einer eleganten Handbewegung einen Stuhl ihm gegenüber zu, auf den Spring sich setzte. Er lächelte sympathisch, ungemein sympathisch, nicht einstudiert, nicht verkrampt, nicht ängstlich – Heckler, der mit natürlichem Charme nicht gerechnet hatte, lächelte eben-

falls. Vielleicht war mit diesem Jungen doch etwas anzufangen. Das würde er schnell herausfinden. Er beendete das Lächeln und setzte den Blick auf, mit dem er Gegner ins Visier zu nehmen pflegte, einen strengen, durchdringenden, aber auch etwas spöttischen Blick, und fragte:

«Was haben Sie sich eigentlich gedacht, als Sie die letzten fünfundvierzig Minuten da draußen gesessen sind?»

2.

Kurt Schellenbaum zog sich den Badeslip an, den Lea? – natürlich Lea!, wer denn sonst? – ganz und gar unerwartet auf den Hocker in seinem Ankleideraum gelegt hatte, sodass er nicht zu übersehen war. Glitzerndes, dunkelblaues Material mit roten Streifen an der Seite, ziemlich enganliegend – er konnte sich ein Schmunzeln nicht verwehren, während er sich im Spiegel betrachtete und dabei den Bauch einzog. Sean Connery als James Bond trug solche Badehosen, doch das war schon eine ganze Weile her.

Sollte er folglich so, wie er war, gleich ins Schlafzimmer zurückgehen und seine Frau im Schlaf überraschen? Sich in seiner neuen, ihm von ihr offenbar in romantischer Absicht geschenkten Badehose so an sie schmiegen, wie sie das vielleicht von ihm erwartete? Oder erwartete sie das gar nicht von ihm? Das konnte man vorher nie wissen, doch allein, dass ihr nach einer solchen Geste zumute gewesen war und er daraufhin einen solchen Schritt erwog, wertete er als Umschwung, zarten Neuanfang, man hätte vielleicht sogar sagen können: als Durchbruch. Das, dachte Schellenbaum, sollte eine Weile so stehenbleiben. Wie leicht konnte man romantische Annäherungen durch allzu forsches Werben vermässeln, auch und gerade gegenüber der eigenen Ehefrau!

Seit siebzehn Jahren waren sie ein Paar, seit zwölf Jahren verheiratet, Lea kannte ihn in- und auswendig, jedenfalls in einiger Hinsicht, und sie hatte es sich nie nehmen lassen, ihren Schellenbaum zu erziehen, wie sie sagte, und war sie mit ihm zufrieden, was selten genug der Fall war, bekam er Geschenke, und zwar zumeist figurbetonende Kleidungsstücke. In taillierten Hemden, enganliegenden T-Shirts, auf der Hüfte sitzenden Hosen oder eben einer – wenn man ehrlich war – deutlich zu knappen Badehose sah er so furchtbar lächerlich aus, dass er diese Dinge um keinen Preis der Welt vor anderen Menschen getragen hätte, aber er verstand doch, was Lea mit diesen Gaben auszudrücken versuchte, nämlich dass sie ihn beehrte, ihn, jawohl, sexy fand, obwohl sie ihn oft und gerne auch vor anderen Leuten tadelte, dass er so zugenommen hatte. In der politischen Arena hingegen störte sich niemand an seinem Übergewicht, dort nahm man es vielleicht sogar als Zeichen dafür, dass er ein ganzer Kerl geworden war. Endlich.

Er schlüpfte in einen Bademantel, verließ den Ankleideraum und tänzelte die Travertintreppe hinunter zum Schwimmbad, er schaltete die Unterwasserbeleuchtung ein, der Raum war angenehm temperiert, es roch nach Holz und Kräutern vom letzten Saunagang. Dann warf er seinen Bademantel über die Tischtennisplatte und stieg über eine Aluminiumleiter an der Stirnseite des Pools ins zweiundzwanzig Grad warme Wasser. Immerhin, zehn Meter lang war das Becken, er nahm sich zwanzig Bahnen vor, gemächlich, Brust – das war mehr als nichts.

Es war ein wundervoller Morgen. Obwohl es schon acht war, hatte er Zeit, denn er musste erst um zehn Uhr

in der Staatskanzlei sein, zur Vorbereitung der Pressekonferenz des Ministerpräsidenten am Mittag. Außerdem war er erfüllt von dem Triumph, den er am Vorabend errungen hatte. Ein erfreulicher, in dieser Eindeutigkeit sogar für ihn selbst unvorhergesehener Triumph. Er war, zum ersten Mal in seiner Karriere, Gast bei jener politischen Fernseh-Talkshow am Sonntagabend gewesen, die, nach Einschätzung einiger Leitartikler, an Bedeutung und Einfluss sogar den Bundestag übertraf. Landespolitiker aus der zweiten Reihe, wie er, durften normalerweise nur davon träumen, dorthin eingeladen zu werden, und auch ihn hatte dieses Glück nur ereilt, weil sein Ministerpräsident am Sonntagabend zum Abschluss einer «Woche der Partnerschaft» im Kreml empfangen worden war und erst am Montagmorgen zurückkam.

Das Thema der Talkrunde, Elitenförderung, lag dem Ministerpräsidenten sehr am Herzen, deshalb hatte er Schellenbaum gebeten, ihn zu vertreten. Die Fernsehredaktion hatte nichts dagegen gehabt, Schellenbaum war als Scharfmacher bekannt, besaß also einen gewissen Unterhaltungswert, während der Ministerpräsident zu nervösen Ausfallerscheinungen neigte, die ihn geistig hinfalliger erscheinen ließen, als er vielleicht war.

Schellenbaum hatte sich vorbereitet. Im Sinne seines Chefs hatte er, wie er es immer tat, den freien Wettbewerb, die Chance des Tüchtigen, die Verpflichtung zur Leistung und so weiter preisen wollen, doch dann bekam er eine Information ... Als er vor laufenden Kameras sagte: «Es gibt in Deutschland ein Unterschichtspröblem», glaubten viele, das wäre sein Auftakt zum Gewohnten, nach dem er sich, schneidig, wie er es verstand, auf die Faulen stürzen

würde, die Arbeitsunwilligen, die es sich auf Kosten der Allgemeinheit bequem machten, und so weiter. Umso größer war die Überraschung, als man ihn sagen hörte: «Wir müssen diese Menschen zurückholen in die Gesellschaft, müssen sie unterstützen und fördern. Die Elitenförderung ist eines unserer vordringlichsten Ziele, aber wir dürfen darüber nicht den Schwächsten das Gefühl geben, für sie sei der Zug abgefahren. Menschen, die den Anschluss an die Gesellschaft verloren haben, sind für die Gesellschaft verlorenes Kapital. Wir dürfen sie nicht aufgeben, sondern müssen sie ins Boot zurückholen.»

Er pausierte, um sich einen Eindruck von der Wirkung seiner Worte zu verschaffen. Sie war gewaltig. Durch das Studiopublikum ging ein verwundertes, doch zustimmendes Wispern, die Gäste vor der Kamera, Disputanten aus den anderen Parteien, schienen verstört, so auch der Moderator, der ihn skeptisch, fragend, ja sogar etwas vorwurfsvoll ansah, weil er nicht die Position vertrat, deretwegen er eingeladen worden war, sondern offenkundig einfach sagte, was ihm gerade durch den Kopf ging. Hatte er getrunken? Nein. Er legte nach. «Die sozial Minderbemittelten», sagte er, «also die sozial Schwachen müssen eine faire Chance erhalten. Reintegration ist das Stichwort. Und es ist nicht getan damit, dass man diese Leute mit ein paar hundert Euro pro Monat abspeist, ja sich auf diese Weise buchstäblich von ihnen freikaufte. Nein, es sind die Menschen, die nun endlich im Mittelpunkt zu stehen haben, und nicht das Geld.»

Das hatte er sich nicht vorher zurechtgelegt, jedenfalls nicht wortwörtlich, das sagte er wirklich genau so, wie es ihm gerade durch den Kopf ging. Die Menschen und nicht

das Geld. Das kam an. Das leuchtete auch dem Studiopublikum sofort ein. Es applaudierte ihm, demselben Schellenbaum, der sonst predigte, jeder sei seines eigenen Glückes Schmied, jenem Schellenbaum, der Zwangsdienste für Arbeitslose einführen wollte und die elektronische Fußfessel für Arbeitsunwillige, die ihre Meldepflichten versäumten.

War, was er sagte, die neue Linie seines Ministerpräsidenten? Stand es gar in Verbindung mit dessen Reise nach Moskau? Oder waren dies allein seine Ansichten? Handelte es sich um eine öffentliche Kurskorrektur oder um einen geschickten Schachzug? Gleichviel, nach dem Ende der Sendung kam Notger Mittag, Gewerkschaftsurgestein, der ihm gegenübergesessen hatte, mit mürrischem Gesicht auf ihn zu und sagte: «So einfach wirst du uns die Leute nicht wegschnappen. Wenn du dich da mal nicht vergaloppiert hast.»

«Ich bitte Sie, wir kennen uns doch überhaupt nicht», antwortete Schellenbaum, der sich über das Du empörte. Er wusste, dass sich Gewerkschafter untereinander duzten, auch wenn sie sich nicht kannten, aber war er vielleicht Gewerkschafter? So weit ging die Liebe nicht!

«Ist schon recht», murmelte Mittag, winkte ab und zog davon.

Auf dem Weg aus dem Studio sprachen ihn viele Leute an, denen sein Auftritt gefallen hatte. Eine hübsche junge Frau, Anfang dreißig vielleicht, die, nach ihrer Art und Kleidung zu schließen, eher nicht seine Partei wählte, rief ihm zu: «Sie sind vielleicht gar kein so schlechter Typ», und ihr Freund in einem modischen Anzug nickte ihm, ihre Worte bestätigend, zu.